

Eine allgemeine Nationalität findet man bei dem Spanier nicht, so stolz er auch auf sich und sein Land ist. Das Volk stammt aus einer Mischung von Völkern ab, die sich einander immer etwas fremdartig blieben. Zu den am frühesten eingewanderten Kelten, gesellten sich Phöniciern, dann Karthager, hernach Römer. Endlich wurde das Land überflutet von Arabern und Mauren. Daher die Trennung, in welche das Volk von jeher getheilt war. Jede Provinz beinahe hatte ihre eignen Gesetze, Rechte, Gewohnheiten, und zeichnete sich sogar durch das Kostüm von einer andern besonders aus. In diese kleinliche Absonderung erstreckte sich sogar auf einzelne Städte, Straßen und Gassen; und es ist erklärlich, wie in einem solchen Lande sehr schwer Gemeingeist zu erzielen ist, und wie leicht blutige Bürgerkriege entstehen können.

Betrachten wir den Türken, so ist seine Haltung stolz, Ehrfurcht gebietend, abgemessen. Er liebt bei seiner Tasse schwarzen Kaffee und bei seiner langen Pfeife die behagliche Ruhe auf seiner Otomane, auf der er mit kreuzweis ineinander geschlagenen Füßen sitzt. Wird er gereizt, so hat sein Zorn oft blutige Folgen, doch ist er auch großmüthig gegen den Feind, und seine Haupttugend ist Wohlthätigkeit gegen die Armen. Seine Kleidung ist bunt, jedoch anständig. Die Reichen verwenden viel auf ihren Turban. Wer sich an seinem Bart vergreift, den weist er dem Tode.

Der Russe Fig. 5. a. und 5. b. dagegen ist lebhaft und frisch wie sein Klima. Er kann, wie seine Pferde, ungemein viel Strapazen ertragen, ist tapfer im Kriege aber auch oft sehr hart gegen die Feinde, obgleich ihm eine gewisse Gutmüthigkeit nicht abzuspochen ist. In seiner niedrigen Schlittendroschke und eingehüllt in seinen warmen Pelz macht er im Winter ungemein weite Reisen. Leider liebt er nur gar zu sehr das Gistwasser, den Brantwein, der auch in Rußland, wie überall, auf die sonst unverdorrene Sitten-Einfalt, besonders der Landbewohner, höchst nachtheilig einwirkt, obschon der russische Wagen im Verhältniß zum dortigen Klima etwas mehr als ein anderer vertragen kann. Dennoch findet man in Rußland Beispiele von ungewöhnlich hohem Alter. Leute von 100 Jahren sind nicht außerordentlich selten. So hatte vor nicht gar langer Zeit ein Russe ein Alter von 160 Jahren erreicht. Vermöge seiner geistigen Fähigkeiten steht er den übrigen Europäern durchaus nicht zurück; so lernt er ungemein leicht fremde Sprachen, und seit Peter dem Großen hat die Civilisation auch unter diesem Volke Riesenschritte gemacht.

Der Franzose Fig. 6. ist ein leicht bewegliches Wesen. Die leichte Volubilität der Sprache ist ein treuer Abdruck seines Charakters, und er spricht gern viel und schnell, weil er schnell denkt. Es ist aber auch keine Sprache für den Umgang geeigneter und daher weiter verbreitet, wie die Französische, man kann damit durch die ganze Welt kommen. Der Charakter dieses Volkes ist immer geistig aufgeregt, daher die rege Theilnahme an politischen Ereignissen sowohl des In- als Auslandes. Der Franzose ist schnell im Entschlusse und eben so behend in der Ausführung. Ist er solid, so ist er sehr liebenswürdig. Er weiß sich zu behaupten, er kriecht nicht als ein Schmeichler, ist nebenbei artig und zuvorkommend ohne Uebertreibung. Wie sehr aber dieses gebildete Volk auch ausarten kann, beweisen die Greuelscenen der französischen Revolution, denn wer Gott verläßt, der kann ärger werden als ein Thier.

Der Deutsche Fig. 7. a. und 7. b. dagegen ist ernst, weniger beweglich, tief denkender, daher er alle Zweige des Wissens mit seltenem Fleiße und Glück durchforscht und kennt. Wie das deutsche Klima in einer gesegneten Mitte sich erhält, so der deutsche Charakter, und wenn er auch von einer gewissen Schattenseite sich zeigt, nämlich umständlich und oft zu lange zögernd, so haben seine Unternehmungen, eben weil er ernstlich prüft einen festen Boden, eine längere Dauer. Die deutsche Redlichkeit und Sittsamkeit ist noch immer das schöne Vorrecht, das auch Ausländer anerkennen, und daß die deutsche Gelehrsamkeit und namentlich die Sprache einer seltenen Ausbildung sich erfreut, beweist das Ausland, das, besonders in den neuesten Zeiten, diese hohe Geistes-Cultur anerkennt.

Ferner enthält diese Tafel Abbildungen von Engländer Fig. 8., Schweizer Fig. 9. und Holländer Fig. 10.

Acht und zwanzigste Tafel.

Soldaten.

Sowohl für die innere Sicherheit des Landes als auch für den Fall eines feindlichen Angriffes von außen unterhält der Landesherr eine Militär-Macht, die in Sädten in Casernen vertheilt ist. Das Militär- und Kriegswesen neuerer Zeit ist von dem des Mittelalters sehr verschieden. In früherer Zeit war der Krieger mit Panzerhemden, mit Helm und

Harnisch bekleidet. Fig. 1. An der einen Seite trug er ein langes Schwert, einen Dolch, einen eisernen Schild und in seiner Rechten einen Spieß als vorzügliche Schutzwehr. Verlust desselben Schildes war von jeher die größte Schande, besonders auch bei den Völkern des Alterthums. Eine spartanische Mutter übergab ihrem in den Krieg ziehenden Sohne den Schild mit den Worten: „Entweder mit ihm oder auf ihm!“

Im Mittelalter gebrauchte man zur Vertheidigung auch sogenannte Flammberge. Dieß waren große schlangenförmig gewundene Schwerter, welche mit zwei Händen geführt wurden. Auch hatte man im Kampfe Streitärte, eine Art scharfschneidender Hacke, die auf der Rückseite einen Hammer hatte zum Zerschlagen der Schilde, dann Keulen, die oben rund geformt und mit spitzigen Nägeln beschlagen waren, weswegen man sie Morgenstern nannte. Die sogenannten Hellebarden waren lange Spieße, die oben ebenfalls eine Streitart bildeten. Die Ritter mußten starke Leute gewesen sein, indem sie so schwere Waffen hatten und in ihren eisernen Gewändern so lange in der Hitze der Schlacht aushalten konnten. Freilich waren sie nicht so verweichlicht, wie die Leute in unsern Tagen, wo Kaffee, Thee, Punsch u. d. Körper schwächen. Selbst das Frauengeschlecht erfreute sich in jenen Tagen einer festern Körperkraft. So zog einmal die Ritterschaft des Rheingaus in eine Fehde. Die Frauen und Jungfrauen fühlten auf ihren Burgen arge Langeweile während der Abwesenheit der Männer. Um nun auch einige Kurzweil zu haben, kam eine Rittersfrau auf den Gedanken, ein weibliches Turnier auszusprechen, wozu die edlen Frauen der Nachbarschaft eingeladen wurden. Sie erschienen in gepanzerter Rüstung und brachen unter sich mehrere Lanzen. Als die Männer wieder heimkehrten, kamen ihnen die Edelfrauen zum Willkomm nicht entgegen, denn sie lagen meist in den Betten und pflegten ihre Wunden, die sie in diesem Turniere erhalten haben.

Diese kräftige Ritterzeit hatte manches Gute und Großartige, allein das damalige Faustrecht führte die Hand gar zu schnell zum Schwerte, und die Logik der damaligen Zeit bestand nicht selten im Dareinschlagen. Wir wollen Gott danken, daß wir in unsern friedlicheren Zeiten auch sicherer leben und reisen können. Auch wir haben Ursache, dem guten und weisen deutschen Kaiser Maximilian I. zu danken, daß er auf jenem feierlichen Wormser Reichstag (1495) den ewigen Landfrieden zu Stande gebracht hat, wodurch dem damaligen Fehdewesen oder dem kleinen Kriege ein Ziel gesetzt wurde. Wer übrigens Lust und Belieben hat, sich herum zu schlagen, der hat auch in unserer Zeit Gelegenheit gehabt, seinen heroischen Muth an den Mann zu bringen, denn der so lang dauernde Franzosenkrieg hat deutschgestimmten Jünglingen und Männern von der Erstürmung Frankfurts an (1792) bis zur blutigen Schlacht von Leipzig (1813) und von Waterloo (1814) Zeit und Gelegenheit genug dazu gegeben, und manches junge Leben liegt nun schon lange im kühlen Schooße der Erde, das für die Ehre des deutschen Vaterlandes sein Blut redlich versprigte.

Zur Steuer der Wahrheit sei es aber gesagt, daß schon vor Maximilian mancher deutsche Kaiser den Landfrieden, aufrecht erhalten wollte; allein ihnen fehlte ein Mittel, was dem Maximilian zu Hülfe kam. In den stillen friedlichen Mauern eines Klosters zu Freiburg im Breisgau hat der deutsche Mönch Barthold Schwarz, der sich neben seiner Frömmigkeit auch mit der Naturlehre oder Physik beschäftigte, das Pulver erfunden (1356.) So wie man die zerstörende Kraft dieses Materials einmal kannte, so wendete man nachher dasselbe auf die sogenannten Donnerbüchsen oder Kanonen an. Mit dieser furchtbaren Waffe lehrte der Kaiser der unbändigen Kampfeslust jener eisernen Männer Moreß, wie man zu sagen pflegt. Das eiserne Gewand half jetzt nichts mehr, wann die Kugeln flogen, es stürzten die Ritter dahin, wie die Rüden, und nach und nach zerfielen auch ihre feste Burgen. Das Kriegshandwerk bekam nun eine ganz andere Richtung, es wurde in spätern Zeiten durch den Gebrauch des Schießgewehres, durch stehende Heere, durch den Festungsbau, durch künstliche Manoeuvres u. d. in eine förmliche Kriegswissenschaft umgewandelt, so daß jetzt die Leute auf eine gelehrte Weise mit einander kämpfen und sich todtschießen. — Die kriegslustigen Franzosen haben einen vorzüglichen Antheil an Verbesserungen des neuern Kriegswesens, denn von jeher war Frankreich eine unerschöpfliche Feldherrnschule, und Muth, Entschlossenheit und Flinkheit im Angriff ist den Franzosen besonders eigen. Auch erzählt uns die französische Geschichte so manche hochherzige tapfere That z. B. von einem Bertrand du Quésclin, von dem großen Bayard dem Ritter ohne Furcht und ohne Tadel u. s. w. In der Schlacht von Belle Alliance wagte Napoleon mit seiner Garde den letzten Angriff. Er führte sie gegen die preussisch-englische Armee, um sie in den Soigner Wald zurückzuwerfen. Mit einem furchtlichen Kartätschenfeuer wurde die Garde aber empfangen, und mit kalter Todesverachtung ging sie diesem Feuerpfehl entgegen. Die Engländer riefen endlich diesen Helden zu, sie möchten sich ergeben; allein ihr

Anführer Cambronne rief ihnen zu: „Die Garde ergiebt sich nicht, sie stirbt!“ — und so gingen sie alle in den Tod. —

Doch auch die Annalen der deutschen Geschichte sind nicht arm an seltenen und edlen Heldenthaten. Ein Papst nennt die Deutschen wegen ihrer Tapferkeit eherner Säulen. Heinrich der Löwe Herzog von Sachsen und Baiern erwarb unvergänglichen Heldenruhm. Im siebenjährigen Kriege erwarb sich der preussische Heldenmuth in den großen Schlachten von Kunersdorf, Torgau u. seltne Lorbeeren. In Frankfurt am Main steht noch das große Ehrendenkmal, das an die tapfern Preußen und Hessen erinnert, als sie die Franzmänner aus der Stadt und wieder über den Rhein jagten. Der österreichische Erzherzog Karl hat manchen schönen Sieg über die Franzosen z. B. bei Stockach, Neumarkt, Limburg u. s. erfochten. In jener unglücklichen Schlacht bei Jena (1806), welche die Preußen verloren, darf nicht die Heldenthat jenes jungen preussischen Fahnrich vergessen werden. Sein Regiment war beinahe schon ganz zusammengehauen, die Fahne, welche er trug, war in Gefahr, dem Feinde in die Hände zu fallen. Da riß er schnell den Tasset herab, band sich diesen um den Leib, zerbrach den Fahnenslab, steckte die Trümmer in die Tasche und stürzte sich so in die Saale. Selbst der unlängst verstorbene König Friedrich Wilhelm III. von Preußen hatte ritterlichen Antheil an der Schlacht genommen, indem ihm ein Pferd unter dem Leibe weggeschossen wurde. Auch Blücher führte schon damals einen muthigen Reiterangriff aus; welchen Heldenruhm sich aber dieser tapfere Marschall Vorwärts in den spätern Feldzügen erworben hat, ist noch im rühmlichen Andenken.

In der blutigen dreitägigen Völkerschlacht bei Leipzig 1813 hat deutsche Tapferkeit sich unsterblichen Ruhm erworben, wo so Viele für das gute deutsche Vaterland ihr Leben dahin gaben. Auch die Baiern haben ihren Muth in der blutigen mörderischen Schlacht bei Hanau unter Anführung des tapfern bayerischen Feldherrn Wrede und auf französischem Boden erwiesen. Bei Chaumont erfocht sich der tapfere Prinz Karl von Baiern einen ritterlichen Ruhm, und der bayerische Oberst Diez stürmte in den Feind, durchbrach ein Quarré, hieb von einem Artillerie-Park die Kanoniere nieder und eroberte 16 Kanonen. Mit Recht rufen wir zur Ehre des deutschen Namens aus:

Ihr habt muthig geschlagen die Schlacht,
Ihr habt den blutigen Lorbeer errungen;
Von nun an glänzt euer Name
unter den Sternen! —

Nun noch Einiges von dem Militärwesen. In frühern Zeiten, z. B. im Mittelalter, wurden die Ritter mit ihren Reifigen erst zusammenberufen, wenn Gefahr vorhanden war. Sie zogen alsdann in regellosen Schaaren in den Kampf. Zu den Zeiten der alten Germanen war jeder freie Mann zur Hermannei oder zum Kriegsdienst unentgeltlich verpflichtet. Späterhin ertheilte der, für den gekämpft wurde, Belohnungen aus, wodurch sich mancher für immer verpflichtete, Kriegsdienste für einen andern zu leisten. Dadurch entstand ein eigenthümliches ächt germanisches Verhältniß, das sogenannte Lehenwesen oder Feudalsystem. Der damalige Besitz vom Grund und Boden theilte sich in Allodial- und Feudalgüter. Erstere waren erbliches Eigenthum, das vom Vater auf den Sohn übergehen konnte. Letztere aber waren nur geliehene Güter, welche der wahre Eigenthümer, den man Lehenherr nannte, demjenigen auf eine gewisse Zeit oder lebenslänglich verlieh, der ihm Kriegsdienste leistete und den man Vasall nannte. Späterhin wurden freilich auch diese Güter erblich. Dieser Lehenverband war oft ein sehr inniges Verhältniß, und die Geschichte überliefert uns Beispiele von der treuesten Hingebung auf Leben und Tod von Seiten des Vasallen zu seinem Lehenherrn.

Endlich entstanden in Frankreich unter dem Namen Armagnaken sogenannte Söldner, die man in Deutschland Landsknechte nannte. Diese erhielten einen förmlichen Sold in Geld für geleistete Kriegsdienste, wodurch späterhin der Name Soldat entstand. War der Krieg aber vorüber, so entließ man wieder diese wilden Horden, die nicht selten zur Landplage wurden, indem diese herrnlosen Krieger herumstreiften, und sich auf Kosten der Unterthanen von Raub und Mord nährten.

Durch den sogenannten Hansabund vom Jahre (1241), der zum Schutz des so oft gefährdeten Handels errichtet wurde, kam man auf die Idee, ein bleibendes oder stehendes Heer zu errichten, eine Einrichtung, die man späterhin für die Sicherheit der Staaten für sehr zweckmäßig fand, und die unter Maximilian I. in den deutschen Staaten allgemein eingeführt wurde. Dadurch bekam der Staat eine Militärmacht, über die er jeden Augenblick verfügen konnte, und

er sah sich nicht mehr in den Zeiten der Gefahr in die unangenehme Lage versetzt, den nöthigen Kriegs-Beistand erst mühsam zusammen zu rufen.

Auf diese Weise bildete sich also unser heutiges Militärwesen aus, das von seinen rohen Anfängen an bis auf die neueste Zeit sich immer mehr verbessert und veredelt hat. Welche zügellose Ausartungen sich dagegen Kriegerleute sowohl Freund als Feind z. B. im dreißigjährigen Kriege erlaubten, darüber liefert das Buch der Soldatenteufel hinlängliche Beweise.

Das Militär besteht aus Fußvolk oder Infanterie Fig. 2. und aus Reiterei oder Cavallerie. Die Waffen der Infanterie sind Flinten mit dem Bajonnet und ein kurzer Säbel, und die Jäger haben sogenannte Stutzen. Dann trägt der gemeine Mann noch einen Tornister, eine Patrontasche und einen Mantel. Der Cavallerist hat ein Schwert, einen Karabiner und zwei Pistolen. Die Stärke eines Regiments ist verschieden, es ist 12 - 1400 Mann stark und zerfällt in Bataillone. Jedes Bataillon hat eine Grenadier- und mehrere Füsiliers-Compagnien. Die Grenadiere tragen bei den Franzosen Bärenmützen und sind gewöhnlich ausgesuchte große Leute. Vier Regimenter bilden eine Division und zwei derselben eine Brigade. Vor dem Regiment marschieren Trommler Fig. 3. und Pfeiffer angeführt vom Tambourmajor, und manchmal hat das Regiment auch eine sogenannte Janitscharen-Musik. Die Jäger und Scharfschützen haben Hornisten. Ein Cavallerie-Regiment besteht aus mehreren Divisionen und diese aus Eskadronen. Ersteres hat eine Standarte, so wie jedes Infanterie-Regiment eine Fahne, auf welche jeder Soldat den Dienstleid leistet, daher er auch verpflichtet ist, diese mit dem letzten Blutstropfen zu verteidigen. Im Mittelalter war diese auf einem Wagen befestigt, bei welchem der Priester jedesmal den Militär-Gottesdienst und die Gebete verrichtete. Die Cavallerie hat auch Trompeter Fig. 4. und manche Regimenter Pauken. Die Guirassiere Fig. 5. haben Helme und Guirasse. Die Dragoner dienen auch zu Fuß, die Chevauxlegers und Chasseurs à Cheval unterstützen die Infanterie. Die Uhlanen Fig. 6. haben Lanzen mit kleinen Fähnchen. Die Husaren, welche aus Ungarn herrühren, tragen einen Dollman mit Pelz und eine Säbeltasche und werden besonders auch als Plänkler wie die Jäger und Scharfschützen, und beim Verfolgen gebraucht. Bei den Russen versehen diesen vorzüglich die leichtberittnen Kosaken. Die Artillerie Fig. 7. zerfällt in die Fuß-Artillerie und in die reitende, und sie besteht meist aus gebildeten, wohl unterrichteten Leuten, auch haben sie einen sehr schweren Dienst, werden daher auch am besten bezahlt. Dann giebt es auch noch bei einer Armee Ingenieurs, welche Pläne entwerfen zum Angreifen und zu Befestigungen, ganze Gegenden, in denen etwas ausgeführt werden soll, entwerfen u. Zu diesen gehören auch die Mineurs, welche Pulverminen graben, um Festungswerke in die Luft zu sprengen. Die Sappeurs machen unterirdische Gänge, um in eine Stadt oder in eine Festung zu dringen. Die Pioniers werfen Schanzen auf, machen Fashinen, die man zum Ausfüllen der Gräben gebraucht oder Schanzkörbe, um sich gegen die Kugeln zu schützen. Die Pontonniers schlagen über einen Fluß Schiffbrücken, damit die Armee an das andere Ufer hinübersetzen kann.

Die höchste militärische Würde bekleidet der Feldmarschall Fig. 8. Dann folgen die Rangordnungen: der Generalfeldzeugmeister, der General-Lieutenant, der Generalmajor, der Oberst, der Oberst-Lieutenant, der Major, der Rittmeister, der Hauptmann, der Oberlieutenant, der Lieutenant, der Fähnrich oder Fahnenträger, der Wachtmeister, der Feldwebel, oder Sergeant und endlich der Korporal oder Unteroffizier.

Wenn die Truppen ins Feld ziehen, so werden sie unterwegs in Dörfern und in Städten einquartirt oder sie schlagen im freien Felde ein Lager Fig. 9. auf, indem sie in Zelten wohnen. Man umgiebt dasselbe mit Schanzen und Gräben. Abends wird Appel geschlagen, dann versammeln sich die Truppen, ihre Namen werden verlesen und jeder der Aufgerufenen giebt Antwort durch das Wörtchen: „Hier!“ oder bei den Franzosen: „Ici!“ — Bei einem französischen Grenadier-Regiment diente in der Revolutionszeit ein französischer Grenadier Latour d'Auvergne, der sich durch seltne Thaten ausgezeichnet hatte. Es wurde ihm deswegen mehrmal eine Offiziersstelle angeboten, die er niemals annahm. Bei Neustadt an der Donau in Baiern blieb endlich dieser tapfere Bayard, wo ihm auch ein Denkmal errichtet wurde. Sein Herz wurde darauf einbalsamirt, in einer kleinen silbernen Urne aufbewahrt, die der jedesmalige Flügelmann dieses Regiments auf einem mit Silber eingefassten schwarzsammetnen Kissen, das auf seiner Brust hing, zum Andenken trug. Wenn nun der Appel verlesen wurde, rief man jedesmal: „Où est donc Latour d'Auvergne?“ und die Compagnie antwortete darauf: „Il est mort pour la patrie!“

Nach dem Appell folgt späterhin der Zapfenstreich, mit dem sonst auch ein Abendgebet verbunden war, damit der Soldat sich auch möge an Gott erinnern, denn wer hat dieß nicht nöthig? . . . und vorzüglich der, um welchen die Kugeln pfeifen. In den Städten ist der Zapfenstreich auch ein Merkzeichen, daß es mit dem Vierzapfen ein Ende hat, und der Soldat nun in seiner Caserne seyn soll.

Wann es in die Schlacht Fig. 10. geht, pocht wohl das tapferste Männerherz, denn es geht zu keinem Kinderspiel. Die beiden Heere stellen sich in Schlachtordnung, die Adjutanten fliegen hin und her, es wirbeln die Trommeln, es schmettern die Trompeten, es pfeifen die Kugeln, es donnern die Kanonen.

Der Anblick eines Schlachtfeldes ist gräßlich. Das Jammergeächel der schwer Blessirten, das Wehzen und Stöhnen der Sterbenden, die klaffenden blutigen Wunden, alles dies ist ein Anblick des höchsten menschlichen Elends und Jammers. Welche unsägliche Schmerzen enthält nur ein einziger Wagen von Verwundeten, die in das Spital zurückgebracht werden, und wie mancher Scheintodte wird lebendig begraben! — Doch der edle Mann darf sich dennoch durch solche Greuelszenen nicht abschrecken lassen, das Schwert zu ziehen, wenn es für das Vaterland gilt, und gar viele haben auf Leipzigs Blutgefilden auf dem heiligen Altar des Vaterlandes ihr Leben zum Opfer dargebracht.

Noch fürchterlicher und gefährvoller ist aber ein Seetreffen, denn hier hat man noch überdies mit dem treulosen Element mit dem Meere zu kämpfen, wenn die Schiffe aneinander stoßen, oder durch Kanonentugeln durchlöchert werden, in Brand gerathen und untersinken. Auch fliegen sie manchmal in die Luft, wenn die Pulverkammer in Brand geräth, wie dies mit dem französischen Admiralschiffe in der großen Seeschlacht bei Abukir an der Aegyptischen Seeküste der Fall war, wo der englische Seeheld Nelson den Sieg davon trug.

Manchmal ist ein Theil der Truppen in einer Festung eingeschlossen. Diese dient vorzüglich zur Aufbewahrung von Waffen- und Proviantvorräthen, und vorzüglich auch dazu, um den Feind vom weitem Vordringen in das Land aufzuhalten. Eine Festung muß entfernt liegen von Bergen, damit sie nicht von Kanonen beherrscht werden kann. Sie ist von Wassergräben, Wällen und Pallisaden umgeben. Auf den Bollwerken sind Schießscharten, aus welchen die Kanonen abgefeuert werden. Die Belagerung einer Festung dauert manchmal Monatelang, und wenn sie nicht reichlich genug verproviantirt ist, so nöthigt manchmal ein anderer Commandeur, als der, welcher vor den Wällen steht, die Festung zur Uebergabe, nämlich der Hunger. — Zuweilen wird aber dennoch eine Festung durch Bomben, die aus großen Mörsern abgeschossen werden, oder durch Sturm bezwungen, wie dieß der Fall bei der afrikanischen Festung Constantine war. Man sucht nämlich in die Mauern eine Bresche d. h. ein Loch hinein zu schießen, durch welches der Feind hineinzudringen sucht. Bei Erstürmung von Städten müssen auch die bärtigen Zimmerleute oder Charpentiers voran, um die Thore mit ihren Aexten einzuhaueu. Der Sturm ist ein gefährvoller Augenblick, wo jeder seine Rechnung mit dem Himmel vorher abschließen darf, denn das Gewehrfeuer und die fürchterlichen Kartätschen strecken ganze Reihen zu Boden. Ueberhaupt ist der Krieg eine fürchterliche Geißel und eine wahre Zuchttruthe Gottes. In dem Lande, wo die Kriegesfurie wüthet, da löst sich die bürgerliche Ordnung auf, das Eigenthum und die persönliche Sicherheit ist in Gefahr, Handel und Wandel liegt darnieder, Künste und Wissenschaften werden verschmachtet.

Glückselig der Mensch, der den Frieden im Hause genießt; wohl dem Lande, über dem die Palme des Friedens schwebt, und Ehre und Ruhm dem Fürsten, der ihn, so lange es Ehre und Pflicht erlauben, zu erhalten sucht. Auch der Krieger sehnt sich endlich aus dem blutigen Gewühle der Gefahren und des Kampfes nach der friedlichen Heimath, daher ruft der junge Max im Wallenstein begeistert aus:

O schöner Tag, wenn endlich der Soldat
Ins Leben heimkehrt, in die Menschlichkeit,
Zum frohen Zug die Fahnen sich entfalten,
Und heimwärts schlägt der sanfte Friedensmarsch.
Wenn alle Hüte sich und Helme schmücken
Mit grünen Ma'n, dem letzten Raub der Felder!
Der Städte Thore gehen auf von selbst,
Nicht die Petarde braucht sie mehr zu sprengen;
Von Menschen sind die Wälle rings erfüllt,
Von friedlichen, die in die Lüfte grüßen, —

Hell klingt von allen Thürmen das Geläut',
Des blut'gen Tages frohe Vesper schlagend.
Aus Dörfern und aus Städten wimmelnd strömt
Ein jauchzend Volk, mit liebend emsiger
Zudringlichkeit des Heeres Fortzug hindernd. —
Da schüttelt, froh des noch erlebten Tags,
Dem heimgekehrten Sohn der Greis die Hände.
Ein Fremdling tritt er in sein Eigenthum,
Das längst verlassne, ein; mit breiten Nesten
Deckt ihn der Baum bei seiner Wiederkehr u.